

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 71 (1981)

Artikel: Ein Haus wie aus einem Märchen : einige Gedanken zur Restauration des Hauses Fuchs "im Wilen", Gemeinde Berg
Autor: Boari, Benito
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Haus wie aus einem Märchen

Einige Gedanken zur Restauration des Hauses Fuchs «im Wilen», Gemeinde Berg

Benito Boari

Zu den ältesten nachweisbaren Bauformen der Bodenseegegend gehören die Ständerbauten. Sie traten schon in der Jungsteinzeit etwa 3000–2000 vor Chr. als Pfostenbauten auf und hielten sich in veränderter Form bis ins 17. Jahrhundert. Die Bauart verblüfft durch ihre Einfachheit und demonstriert uns überaus anschaulich, wie der urgeschichtliche Mensch, damals noch auf Steinwerkzeuge angewiesen, imstande war, recht dauerhafte Häuser zu erstellen, ohne dicke Bäume fällen zu müssen.

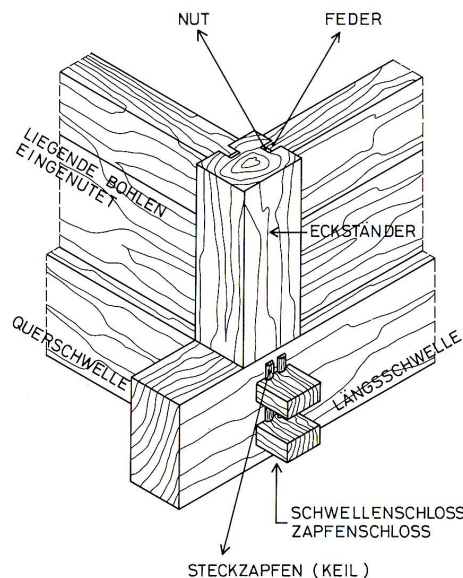
Das Konstruktionsprinzip ist einfach. Man rammte in gleichmässigen Abständen etwa armdicke Pfähle in die Erde und verspannte diese mit einem dichten Flechtwerk aus Weiden- oder Haselruten. Das Ganze wurde innen und aussen dick mit Lehm bestrichen, und das Ergebnis war eine äusserst stabile Wand. Die allgemein ver-

breitete Blockbauweise dürfte sich erst in der Bronzezeit eingebürgert haben, als eben auch die entsprechenden Werkzeuge zum bequemeren Schlagen und Bearbeiten von starken Stämmen zur Verfügung standen.

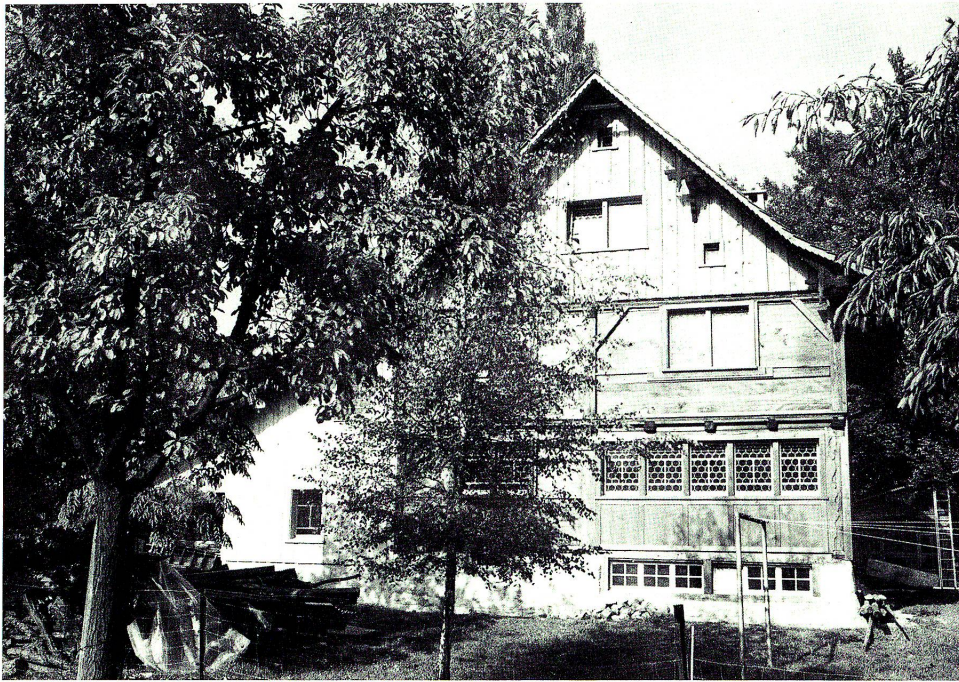
Erstaunlich ist die Tatsache, dass durch das ganze Mittelalter im Flachland und selbst im Voralpengebiet Ständerbauten errichtet wurden. Die Bauart wurde insofern verbessert, als man die senkrechten Pfosten auf eine Unterlage stellte, teils um das Einsinken in den Grund, teils um die rasche Fäulnis zu verhindern. Massive Holzschwellen dienten als Sockel. Vorzugsweise wurden dafür roh behauene Eichenstämme verwendet, da diese Holzart widerstandsfähiger gegen die Bodenfeuchtigkeit ist. Die übrigen Hölzer, mit gelegentlichen Ausnahmen der Eckständer, bestanden aus Nadelholz. Als Ausfachung dienten nebst dem schon erwähnten Rutengeflecht waagrecht liegende, eingenuetete Bohlen von 8–10 cm Stärke und mit Breiten von mehr als einem halben Meter. An ihre Stelle traten später Natursteine, luftgetrocknete Lehmziegel, Torfklötze und schliesslich Backsteine.

Das Charakteristikum der Ständerbauweise sind die über mehrere Stockwerke reichenden vertikalen Pfosten. Da diese nur jeweils mit kurzen Kopf- und Fussbögen gegen seitlichen Schub gesichert sind, kann man häufig beobachten, dass Ständerhäuser für unsere Begriffe unglaublich schief sind. Abweichungen von 30 cm und mehr aus dem Lot auf eine Höhe von 6–8 m sind keine Seltenheit. Dies sehr zum Ärger mancher perfektionistisch denkenden Handwerker, die bestrebt sind, jede alte Fassade mittels Schiftungen gerade zu bekommen, koste es, was es wolle!

Die Nachfolgebauweise, der Riegel- oder Fachwerkbau, weist diese Mängel nicht mehr auf. Die einzelnen Gefache erreichen nur noch Stockwerkhöhe und sind durch zahlreiche waagrechte Riegel und diagonal verlaufende Streben zu einem soliden, schubsicheren Gitterwerk gefügt.



Schematische Darstellung der Ständer-Bohlen-Bauweise, die im Mittelalter in unserer Gegend weit verbreitet war.



Ein Haus aus dem 17. Jahrhundert, vor dem Zerfall gerettet, an einer wundervollen Wohnlage – zu einem Preis, der dem eines Serien-Einfamilienhauses entspricht.

Ständerbauten sind hierzulande rar geworden.

Nebst dem Zahn der Zeit und den periodisch wiederkehrenden Dorf- und Städtebränden waren es wohl auch die zahlreichen Kleinkriege des 16. Jahrhunderts, die diesen Bautyp weitgehend zum Verschwinden gebracht haben. Einige dieser Häuser trotzten den Unbilden der Jahrhunderte und fristen in abgelegenen bäuerlichen Siedlungen ein meist kümmerliches Dasein. Die Biedermeierzeit brachte erste Bestrebungen, die Wohnhygiene zu verbessern. Die ungesunden offenen Rauchfänge in den Küchen verschwanden, die Fensterteilung der Fassaden wurde zugunsten von mehr Licht und Luft verändert, und die dünnen Aussenwände wurden mit einem Schindelschirm etwas besser isoliert. Es ist deshalb für den Denkmalpfleger als Glücksfall zu betrachten, wenn bisweilen wieder eine mehr oder weniger intakte Ständerbohlen-Konstruktion entdeckt und zudem eine Bauherrschaft gefunden wird, die willens und in der Lage ist, ein derartiges Objekt sachgemäss zu restaurieren.

*Im idyllisch gelegenen Weiler Wilen
in der Gemeinde Berg*

steht ein Haus, das etwa 350 Jahre alt sein dürfte. Ursprünglich als Heimstätte eines Kleinbauern erbaut und im 18. Jahrhundert mit einem Webkeller versehen, verkam es im Laufe der Zeit und wurde schliesslich unbewohnbar.

Ein junges Ehepaar erwarb das dem Abbruch geweihte Gebäude und machte sich mit viel Optimismus an die Wiederinstandstellung. Nach der Entfernung des Schindelschirms trat auf der südöstlichen Giebelseite die völlig intakt gebliebene Holzwand zutage. Nach einer gründlichen Behandlung mit Schmierseife und Wasser bietet sich nun diese Fassade in einem warmen, goldfarbenen Ton dar. Der fünfteilige Fensterwagen der Wohnstube, wie auch die übrigen Fenster dieser Front, wurden gemäss vorgefundenen Mustern wieder mit Butzenscheiben verglast. Anhand der auf die Bohlen projizierten «Schatten» konnten die ursprünglichen Zuglagentäfer samt den zierlich ausgesägten Schweifbrettern rekonstruiert werden. Die Vorläufer unserer Architekten, meist einfache Zimmerleute und Maurer, bauten dank ihres Augenmasses nicht nur schön, sondern auch sinnvoll. So wurden die der Sonne abgewandten Seiten schon sehr früh mit einem Bretterschirm geschützt. Dieses Verfahren wurde wieder angewandt, und so präsentieren sich Nord- und Nordwestseite gut verpackt in einem archaisch anmutenden «Deckelschirm» aus massiven Dielen.

Die Fassadendenkmalpflege sei die Pest unserer Zeit, behauptete kürzlich ein Fachmann aus Deutschland. Er meinte damit die heutzutage grassierende Sucht, alte Häuser auszuhöhlen und mit zeitgemässen, oft kurzlebigen Nutzungsformen vollzustopfen.

Aus diesem Fassadendetail
ist der ausgezeichnete Zustand der jahrhundertealten
Holzkonstruktion ersichtlich.

Für den Denkmalpfleger ergeben sich daraus
zahllose Probleme. Einerseits gilt es, gute alte
Bausubstanz vor der Spitzhacke zu retten und
wiederzubeleben, und andererseits die Wünsche
der Eigentümer in bezug auf moderne Raumge-
staltung und Komfort zu berücksichtigen. Nicht
selten hängt meistens noch das Damokles-
schwert unserer Tage – die Kosten-Nutzen-
Schere – über dem Ganzen! So gibt man denn,
auch manchmal *contre cœur*, den Segen zu Pro-
jekten, die zwar eine aufwendige Fassadenkosme-
tik betreiben, dafür aber das Innere eines Hauses
desto gründlicher ausräumen.

Im vorliegenden Fall stand ein solches Vorge-
hen glücklicherweise nicht zur Diskussion. Die
Bauherrschaft nahm das Innere des alten Hauses
an, so wie es sich bot. Im Erdgeschoss die heime-
lige Stube mit dem barocken Täfer und dem
prachtvollen Kachelofen, daneben die Küche,
klein zwar, aber zweckmässig eingerichtet samt
dem wieder instandgestellten Holzherd aus dem
letzten Jahrhundert. Als besondere Zugabe im
1. Stock ein *Cheminée* und im Dachraum, analog
der ursprünglichen Firstkammer, das Eltern-
schlafzimmer. Gesamthaft gesehen gute Wärme-
isolation und ausreichender Komfort.

Ein altes Haus sei ein Fass ohne Boden. Diese
vermeintliche Binsenwahrheit wurde einmal
mehr widerlegt. Dank allseits guter Zusammenar-
beit mit vorzüglichen Handwerkern erhielt eine
junge Familie ein Wohnhaus, das Behaglichkeit,

Wärme und im wahrsten Sinn des Wortes Hei-
mat verkörpert. Dies in einer wundervollen, un-
verbaubaren Umgebung und zu einem Preis, der
nicht über dem eines serienmässig fabrizierten
Einfamilienhauses liegt.

